Inhaltsverzeichnis

7 Silke Wiest – Das Geheimnis der Fledermaus
8 Lorenz-Peter Andresen – Der Schattengarten
15 Barbara Avato – Vom Kind, das auf den Mond wollte und auf einen Stern fiel
21 Virginia Brutscher – Der Vogel
25 Christian Allner – Necronomicon
30 Nicoleta Craita Ten'o – Die kleinen Mädchen mit den Schwefelhölzern
34 Barbara Avato – Des Nachts in der Küche bei Hänschen zuhaus'
40 Andrea Julia Deak – Aus der Asche
45 Ute Gudat – Der Geist
47 Silke Wiest – Alice – Von Zylinderhüten, Kaninchen und Fliegenpilzen
61 Mirjam H. Hüberli – Nachtengel
66 Carola Kickers – Millennium
72 Ulrich Spottke – Katzenzorn
88 Nicole Schröter – Ben
93 Sinje Blumenstein – Melody
99 Ernst-Michael Schwarz – Die Macht des Spiegels
113 Christina Mettge – Der Buchgnom – Die Fortsetzung
117 Ines Klouw – Somnambul
132 Nicole Schröter – Der Geisterzug
136 Fiona Campbell – Steinschmelze, Kapitel 1
146 Madeleine Scherer – Das gestohlene Kind
149 Diana Schleicher – Unerreichbar
153 Sarah Pritzel – Nachtschattengewächse
160 Charlene-Louise Sander – Erwacht
173 Annette Eickert – Verschlungene Pfade
188 Christina Mettge – Hugo und die Zeit
194 Mikaere Onda do Sol – Der Krieger und das Kind
197 Juliane Küllmer – Meine Suche nach Antworten in Walhall
220 Nicole Schröter – Das Schloss der Vampire

Copyright prepmatz Verlag

Das Geheimnis der Fledermaus
Silke Wiest

Batman greift entschlossen zu seinem Fledermausoutfit. Diese Ungerechtigkeit kann er nicht ertragen, noch heute Nacht wird er einschreiten und diesen Bösewichten den Garaus machen. Ein letzter Blick in den mannshohen Spiegel in der Eingangshalle, Batman lächelt zufrieden. Raschen Schrittes eilt er die Wendeltreppe hinauf, erreicht mit einem eleganten Sprung die Zinnen. Einen Augenblick lang sieht er auf die Lichter der Stadt unter ihm.

»Ich komme und nehme das Problem in die Hand!«, ruft er in die Tiefe, breitet die Flügel aus und schiebt seinen linken Fuß über die Zinnen.

Plötzlich dreht sich die erleuchtete Stadt unter ihm im Kreis, schneller und schneller, bis er nur noch eine gelbe Spirale ins Bodenlose sieht. Batman zieht erschrocken seinen Fuß zurück, kratzt sich ratlos zwischen den Fledermausohren, schüttelt den Kopf und macht einen weiteren Versuch mit dem rechten Fuß. Kaum berühren die Fußspitzen den grauen Stein nicht mehr, beginnt sich der Kreisel wieder zu drehen. Batman versucht, den Fuß weiter vor zu schieben, ohne dabei in die Tiefe zu blicken. Schweißperlen rinnen unter seiner schwarzen Haube hervor, sein ganzer, muskelgestählter Körper zittert. Er zieht seinen Umhang enger um sich und tritt mit hängendem Kopf zwei Schritte zurück, schweren Schrittes schlurft er die Wendeltreppe hinunter. In der Halle tritt Batman vor den Spiegel.

»Reiß dich zusammen!«, herrscht er sein Spiegelbild an, »In der Therapie hast du es gekonnt, du kannst es auch jetzt! Spring und rette die Menschheit!«

Copyright Leppmann Verlag

Vom Kind, das auf den Mond wollte und auf einen Stern fiel
Ein Märchen für Kinder und Erwachsene

Barbara Avato

Es war einmal ein kleines Mädchen, das den ebenso seltenen wie schönen Namen Celestina trug und dessen größter Wunsch es war, auf den Mond zu gelangen. Wenn es nur gewusst hätte, wie. »Der Mond ist mein bester Freund«, pflegte Celestina zu sagen, und jedes Mal, wenn sie es sagte und dabei sehnsüchtig gen Himmel blickte, spürte sie förmlich, wie der Mond sich freute und wie auch er sie gern hatte. Eines Tages hörte sie ihn gar ihren Namen rufen: »Celestina! Celestina! Celestina!« Dreimal rief sie der Mond. Dann raunte er ihr zu: »Komm herauf zu mir. Siehst du die Himmelsleiter dort drüben? Hab Mut und besteige sie!«

Ganz deutlich hatte Celestina die Worte vernommen. Allein die Himmelsleiter konnte sie nirgends entdecken. Sie mochte ihre Augen anstrengen wie sie wollte und sich noch so oft nach allen Richtungen drehen und wenden, es war alles vergeblich. Deshalb fragte Celestina fortan jeden, dem sie begegnete, ob er wisse, wo die Leiter steht, die in den Himmel führt.

»Träum nur Kind, solange du noch träumen kannst«, meinte der Erste nachsichtig lächelnd. Die Wirklichkeit würde Celestina schon noch früh genug einholen, dachte er wehmütig und wischte sich verstohlen eine Träne aus dem Auge. »Himmelsleitern gibt es nicht«, sagte der Zweite entschieden, »Je früher du zu phantasieren aufhörst, desto besser«, belehrte er sie, und der Dritte fügte hinzu: »Am besten ist es, du fängst erst gar nicht damit an.«

Ein weiterer murmelte nur ärgerlich etwas von einem *dummen Ding* und ging seines Weges, ohne das Mädchen auch nur

Copyright Lernmatz Verlag

eines Blickes zu würdigen. Eine wirkliche Antwort bekam es von keinem.

Celestina ließ sich indes nicht beirren.

»Wenn es die Leute hier nicht wissen, versuche ich mein Glück eben anderswo«, verkündete sie und lud ihre Freundinnen ein, mit ihr zu ziehen, die Himmelsleiter zu suchen. Aber die eine entgegnete, sie habe so viele Spielsachen, die sie unmöglich alle mitnehmen könne, und da sie sie auch nicht einfach zurücklassen wolle, bleibe sie lieber, wo sie sei. Die andere hätte gern Genaueres gewusst, und weil Celestina es ihr nicht sagen konnte, schlussfolgerte sie, dass das Abenteuer sich wahrscheinlich gar nicht lohne. Die nächste fand Himmelsleitern so oder so langweilig, und die übernächste vermochte an nichts anderes zu denken, als an den blauen Prinzen.

»Er wird bestimmt bald ins Städtchen kommen«, schwärmte sie und kicherte ein wenig, »Wenn ich ihn habe, brauche ich sonst nichts mehr.«

Blaue Prinzen aber interessierten wiederum Celestina nicht, und nachdem sie von den Mädchen keines für ihr Vorhaben hatte gewinnen können, wandte sie sich an die Jungen, bei denen es ihr allerdings nicht besser erging. Der erste winkte schon ab, ehe Celestina zu Ende gesprochen hatte. Er wolle zunächst studieren und ein gelehrter Mann werden, prahlte er und ohne Doktorhut, das habe er sich geschworen, gehe er nirgendwo hin. Der zweite hatte gerade angefangen, viel Geld zu verdienen, damit wollte er erst einmal ein Haus bauen und dann weitersehen. Der dritte konnte sich einfach nicht entscheiden, der vierte hatte dies vor, der fünfte jenes und so weiter. So geschah es, dass Celestina sich schließlich allein auf den Weg machte.

Wo sie auch hinkam, hörte Celestina niemals auf, sich bei allen und jedem nach der Himmelsleiter zu erkundigen. Sie fragte sowohl die Menschen, als auch die Tiere, die des Festlandes ebenso wie die durch die Lüfte fliegenden, ja nicht einmal die Fische im Wasser ließ sie aus. Aber niemand konnte ihr helfen. Endlich gelangte sie zu einer weisen Frau. Diese stützte den Kopf in die Hände, schloss die Augen und dachte lange nach. Als sie nach geraumer Zeit zu sprechen begann, klang ihre Stimme wie von weit her. Das Wissen um die Himmelsleiter, sagte sie, sei schon längst verloren gegangen. Einer ihrer Ahnen sei der letzte gewesen, der die Stelle kannte, an der die Leiter steht. Auch dass es überaus beschwerlich und anstrengend, ja äußerst mühselig und peinvoll sei, sie zu besteigen, habe er gewusst, weshalb bald immer weniger Menschen bereit gewesen seien, es zu versuchen und das Interesse für die Himmelsleiter immer mehr geschwunden sei.

»Bis kam, was kommen musste, und die Menschen zuerst vergaßen, wo sie steht und dann auch noch zu zweifeln begannen, ob es sie überhaupt gibt«, schloss die Frau und setzte hinzu: »Aber dass es sie gibt, mein Kind, das kann ich dir versichern.«

Versprachen die Worte der Alten auch nicht gerade viel, schöpfte Celestina doch neue Hoffnung daraus und setzte ihre Suche fort, bis sie eines Tages für ihre Geduld und Ausdauer belohnt wurde und sich unversehens am Fuße einer hohen Leiter befand, deren Sprossen sich in den Wolken verloren. Froh, die Himmelsleiter endlich gefunden zu haben, beschloss sie, unverzüglich mit dem Aufstieg zu beginnen. Aber leider ließen die unsäglichen Schwierigkeiten, von denen die weise Frau gesprochen hatte, nicht auf sich warten, denn es wollte und wollte Celestina nicht gelingen, auch nur einen Fuß auf die erste Sprosse der Leiter zu setzen, geschweige denn, einen festen Stand darauf zu erreichen. Wie auch immer sie es anstellte, trat sie doch jedes Mal auf unerklärliche Weise ins Leere. Völlig außer Atem und am Ende ihrer Kräfte war sie bereits nahe daran, aufzugeben, wagte dann aber doch noch einen Versuch – und siehe da, mit einem Male ver-

Copyright Piepmatz Verlag

mochte sie, die Leiter mit den Zehenspitzen zu erspüren, zuerst ganz zaghaft und dann mit wachsender Sicherheit, um wenig später mit beiden Beinen auf der ersten Sprosse zum Stehen zu kommen. Erschöpft, aber glücklich rastete sie ein Weilchen und setzte, nachdem sie sich etwas erholt hatte, erneut an, um nunmehr die zweite Sprosse zu erklimmen. Wieder wollte sie beinahe verzweifeln, und wieder kam sie erst, als sie es schon nicht mehr erwartete, ans Ziel. Es dauerte lange, ehe Celestina herausfand, wie sie vorzugehen hatte, dann aber war es soweit, dass sie die riesige Himmelsleiter Sprosse um Sprosse hinaufklettern konnte. Anfangs kam sie nur langsam vorwärts, mit der Zeit aber ging es immer zügiger und immer müheloser, weiter und weiter hinauf in schwindelnde Höhen. Nach unten wagte sie schon bald nicht mehr zu blicken, aber von oben her leuchtete ihr der Mond unablässig Mut zu, und das war gut so. Sie verlor auch nicht den Mut, schließlich aber doch das Gleichgewicht. Sie strauchelte und glitt aus, fand keinen Halt mehr und fiel bewusstlos seitab. Es war aber alles nicht so schlimm, denn ihr Schutzengel stand schon bereit, fing sie mit seinen starken Armen auf und legte sie sanft auf einen Stern.

Als Celestina wieder zu sich kam, beschattete sie ihre Augen mit der Hand, um die Entfernung abzuschätzen, die sie noch immer vom Ziel ihrer Sehnsucht trennte, und um voller Genugtuung festzustellen, dass sie ihm ein Stück näher gekommen war. Kein allzu großes zwar, aber immerhin.

»Sieh dich nur um«, lächelte der Mond, »Gut getroffen hast du es allemal.«

Nur zu gern gab Celestina ihrem Freund Recht und begann auch sogleich, sich häuslich auf ihrem Stern einzurichten. Sie bereitete sich ein weiches Lager aus Sternenmoos, schmückte die sie umgebenden Himmelsräume mit Kränzen, die sie aus Sternblumen verwob und hängte überall, wo es möglich war, die hübschesten Sternbilder auf. Als sie alles nach ihrem Geschmack und zu ihrer Zufriedenheit ausgestattet hatte, badete sie, wann immer ihr danach war, im Sternenmeer, *sonnte* sich im Sternenglanz oder traf das Sterntalermädchen und unternahm die herrlichsten Sternfahrten mit ihm. Manchmal spielte sie auch mit den Wolkenschäfchen, führte den kleinen Hund an der Leine spazieren oder zähmte den großen Bären, den sie allerlei Kunststücke lehrte und – sehr zur Freude der anderen Himmelsbewohner – vorführen ließ. Ein Englein brachte ihr jeden Tag ein Schälchen Götterspeise mit Vanillesoße zum Mittagessen und einen Paradiesapfel als Nachtisch. Als Getränk erhielt sie stets reichlich reinen Himmelstau und sonntags soviel frische Milch von der Milchstraße wie ihr Herz begehrte.

Und während ihre Kameradinnen und Kameraden drunten auf der Erde weiterhin Spielzeug sammelten, in Gelehrsamkeit sich übten, Geld verdienten, Häuser bauten oder auf blaue Prinzen warteten, besuchte Celestina unverhofft wirklich und wahrhaftig ein Prinz. Ein sehr berühmter sogar, denn es war der kleine Prinz mit den goldenen Haaren, der einmal vom Himmel gefallen war und den seither jeder kennt. Er erzählte Celestina von der Blume, die er liebte, vom Fuchs, der gesagt hatte, dass man nur mit dem Herzen gut sehe, weil das Wesentliche für die Augen unsichtbar sei und vieles mehr. Niemals wurde Celestina müde, dem kleinen Prinzen zuzuhören, und war der Abstand, der sie vom Mond trennte, auch immer noch sehr groß, fand sie das Leben auf ihrem Stern doch so wunder-wunderschön, dass sie sich kaum ein schöneres vorstellen konnte.

Bei all ihrem Wohlsein aber vergaß Celestina doch ihre früheren Freundinnen und Freunde nicht. Sie winkte ihnen, wann immer sie sie sah, rief sie beim Namen oder warf ihnen Sternschnuppen zu, damit sie sich etwas wünschen konnten, und ebenso wie sie diejenigen betrübten, die weder hörten noch sahen, weil sie niemals aufblickten, nie und nimmer vom Fleck sich

Copyright Piepmatz Verlag

rührten, freute sie sich über alle, die ihre Zeichen wahrnahmen oder gar ihren Gruß erwiderten. Denjenigen schließlich, die eines Tages doch noch bei der Himmelsleiter anlangten, half sie, so gut sie konnte, beim Hinaufsteigen, und zog sie, wenn sie ins Wanken geraten waren, zu sich auf ihren Stern, versetzte ihnen einen gezielten Schubs, sodass sie, anstatt in die Tiefe zu stürzen, auf einem benachbarten Stern landeten, oder stand ihnen auf sonst eine Weise zur Seite. Gerettete und Schutzengel dankten es ihr gleichermaßen, und bald verbreitete sich die Kunde von Celestinas segensreichem Wirken im gesamten Weltall.

Freilich gab es auch Menschen, die höher kamen als Celestina gekommen war, und natürlich erwachte, nachdem einige Jahre verstrichen waren, auch in Celestina das Verlangen, noch mehr Sprossen der Himmelsleiter zu bezwingen. Sie gab diesem Wunsch auch immer wieder nach und kam, obwohl sie jedes Mal von neuem zahllose Schwierigkeiten zu überwinden und viele Rückschläge hinzunehmen hatte, letzten Endes nicht nur ein ganzes Stück weiter, sondern lernte auf ihrem Weg nach oben auch noch viele andere Sterne kennen, von denen der eine immer schöner war als der andere. Und irgendwann, so heißt es, soll der Mond sich zu ihr hinübergebeugt, ihr die Hand gereicht und sie ganz zu sich hinaufgezogen haben.

*****

Pate gestanden für die Geschichte hat das folgende Sprichwort, auf welches man in der englischsprachigen Welt häufig trifft:

»Reach for the moon, land among the stars.«

Copyright Heppmatz Ver

Erwacht
Charlene-Louise Sander

Das Leben ist nichts weiter als eine Illusion, ein Traum, den man zu leben glaubt, doch in Wirklichkeit ist es der Traum, der einen lebt. Verwirrend, nicht wahr?

»Du hast davon gewusst, Imago. Von Anfang an hast du davon gewusst und mir nichts gesagt!«

Imago versuchte, die Stimme aus ihrem Kopf zu vertreiben, das Aufblitzen von grünen Augen in Verbindung mit dieser Stimme auszublenden.

Sie versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen. Stattdessen begann sie, über ihre Vergangenheit nachzudenken, über ihre Existenz. Sie kannte sich bestens mit Träumen aus, so war sie doch eine der wenigen Menschen, die speziell in diesen Angelegenheiten ausgebildet waren. Ihr Gebietsfeld nannte sich Lebenskonstrukt, bis heute noch fand sie diesen Begriff albern. Als ob es das Leben wirklich gäbe. Dabei war da nichts mehr, lediglich eine Illusion. Sie war eine der Auserwählten, oder besser gesagt, einer der Menschen, die sich in ihrem so genannten 'Leben' nicht hatten manipulieren lassen. Die Truppe, die sie heute befehligte, hatte damals das Gleiche bei ihr getan, wie sie es auch heute noch bei anderen Menschen tat. Das Projekt Menschheit war im Laufe der Jahrtausende außer Kontrolle geraten. Also hatten die Erschaffer allen Seins und Lebens eingegriffen.

»Die Menschen sind eine nicht abzuschätzende Bedrohung geworden«, lauteten ihre Worte, »Sie gefährden die anderen Rassen, das andere Sein, drohen, sich über ihre Territorien auszubreiten.«

So entstand das Traumleben. Die Menschen wurden in lebenslänglichen Schlaf versetzt, ohne eine Unterbrechung ihres richtigen Lebens festzustellen, und träumten fortan von dem, was sein würde. Sie bewegten sich keinen Millimeter, doch in ihren Träumen, die von nun an ihr richtiges Leben waren, glaubten sie, noch immer zu leben, den Mond zu entdecken,

Bücher zu schreiben, das Universum zu erobern, sich weiterzuentwickeln, Atombomben auf die fiktive Welt loszulassen.

»Warum, Imago? Warum hast du mich hintergangen und mir nichts gesagt!?«, sagte eine wehmütige Stimme in ihrem Kopf, die sie seit Jahren nicht loswerden konnte. Eine Stimme, die sie nicht mehr hören wollte. Sie hielt es nicht aus, seine Stimme zu hören, sein Gesicht in ihrer Erinnerung zu sehen, die seinem wahren Ich nicht gerecht werden konnte und dabei zu wissen, dass sie ihn betrogen hatte.

Imago strich sich eine schwarze Strähne aus dem Gesicht, während ihre Gedanken sie zurück zu ihrer Beschäftigung führten.

Ihre Truppe kümmerte sich um die Menschen, die Traumgebilde. Sie mussten den Menschen die Ideen ihres Lebens einflüstern, sie in die richtigen Bahnen lenken, dafür sorgen, dass alles reibungslos verlief, keine Fehler auftraten, die Träume nie endeten, bis zu ihrem Tod.

Welchem Tod eigentlich? Das letzte, was sie wusste, war, nachdem sie einen angeblich verstorbenen Menschen vom Traumsystem abkapselten, dass sie für andere Menschen in ihrem Traumleben nicht mehr erreichbar waren, und von den Erschaffern verwahrt wurden. Was wurde aus diesen Menschen? Was ist aus *ihm* geworden, fragte sie sich.

»Du weißt es, Imago! Du ahnst es. Du hättest es verhindern können, doch du hast es nicht getan! Warum, Imago? Warum hast du mir so wehgetan?«

Sie presste die Hände auf die Ohren, schüttelte den Kopf. Ein gefühlloses Gesicht blickte ihr aus starren Augen entgegen. Das Gesicht ihrer eigenen heimlichen Träume. Ein Gesicht, für das sie töten würde, und es gehörte zu einem Menschen, für den sie gestorben wäre. Würde! Hätte! Wäre! *Zu spät*, sagte sie sich. Es war zu spät, vergangen und vergessen. Eigentlich.

Sie konzentrierte sich und nahm ihren ursprünglichen Gedankenfaden wieder auf. Der Tod der Menschen: Starben sie wirklich oder fanden die Erschaffer noch in der einen oder an-

Copyright pieper-Verlag

deren Art und Weise Verwendung für die Toten?

»Der Tod ist eine so sinnlose und nutzlose Verschwendung«, so die Meinung der Erschaffer, »Doch ohne den Tod werden die Menschen größenwahnsinnig, überschätzen sich selbst. Sie sind zugleich das Beste, was wir jemals kreiert haben, aber auch das Böseste, was wir unbeabsichtigt erschufen. Sie brachten das Schlechte in die Welt.«

»Sie haben Unrecht und du weißt es. Warum hast du nichts getan? Warum hilfst du ihnen immer noch?«

Imagos Finger begannen, zu zittern. Woher wusste er das? Er konnte das gar nicht wissen! Seit damals, seitdem alles vorbei gewesen war. Kälte zog sich wie Raureif durch ihr Innerstes. Sie versuchte, ihre Angst zu unterdrücken, wenigstens vor den anderen zu verbergen. Doch momentan achtete sowieso niemand auf sie.

Warum ließen die Erschaffer die Menschen dann noch weiter existieren?, fragte Imago sich. Für eine Existenz, die so grausam und qualvoll für diejenigen war, die ein ganzes Leben in einer Illusion verbrachten und nichts ahnend vor sich hin lebten, dass das jemand mit seinem Gewissen vereinbaren konnte. Ein Gewissen? Hatten die Erschaffer das überhaupt? Dieses Leben war eine noch schwerwiegendere Lüge für diejenigen Menschen, die aufwachten, sich in einer Wirklichkeit wiederfanden, die für sie einem Traum glich. Welch Ironie. Imago wünschte niemandem das Aufwachen. Niemandem!

»Wieso nicht, Imago? Warum wünschst du es niemandem? Es hätte damals dein Leben verändern können. Es hätte meines gerettet und unseres zusammen geführt. Bist du sicher, nicht doch die falsche Wahl getroffen zu haben?«

Woher wusste er das? Er hatte recht, sie hatte sich damals entschieden. Doch ob diese Entscheidung richtig wahr? Sie selbst war sich nicht sicher.

»Du bist dir nicht sicher, weil es falsch war und das spürst du! Nicht wahr, Imago? Gib mir wenigstens einmal Recht!«

Imago zweifelte an ihren Fähigkeiten. Sie sollte sich im Griff

haben können, ihre Gedanken unter Kontrolle halten. Doch sie war unfähig dazu, einer der wenigen aufgewachten Menschen, die damit überfordert waren, und sich in den Traumzustand zurückwünschten. Doch tat sie das wirklich? Hatte das nicht vielmehr andere Gründe? Wenn er damals nicht gewesen wäre ...

»Doch ich war da, Imago. Ich war dort, wo ich hingehörte. Alles war perfekt, wenn du nicht ...«

Ihr entfuhr ein Laut, den sie nicht vermeiden konnte. 446 schaute zu ihr herüber.

»Alles klar bei dir, 212?«

»Natürlich«, sie lächelte schal. Schulterzuckend wandte er sich wieder ab. Das war knapp. Nummern, eine Regelung um Gefühle zu unterdrücken, Freundschaften, wenn möglich, zu vermeiden. Denn diese waren sinnlos. Imagos Registriernummer war die 212, eine von vielen Nummern im System. Warum erinnerte sie sich dann an ihren Namen? Fühlte sie sich diesem immer noch zugehörig? Warum war sie nicht so wie die anderen aus ihrer Truppe, die ohne weiteres Nachdenken ihre Arbeit taten? Sie kannte die unaussprechbare Antwort, die sie kaum zu denken wagte. *Er* war der Grund dafür. Wissen mochte Macht sein, doch festzustellen, dass die Welt ein einziger großer Traum ist, dass man keine wirkliche Familie hat und man ganz alleine ist, das konnte vernichtend sein.

Man nannte sie 'Die Auserwählten', doch Imago empfand diesen Ausdruck als beleidigend. Was waren sie und ihre Truppe schon? Ein Haufen von Menschen, die Bescheid wussten und dennoch wehrlos zusehen mussten, wie ihre eigene Rasse versklavt in einem immerwährenden Traum feststeckte. Schlimmer noch, sie waren dazu verdammt, bei diesem Vorhaben zu helfen und ihresgleichen zu knechten. Imagos Aufgabe bestand zwar darin, das Lebenskonstrukt am Laufen zu halten und Störungen in der Wahrnehmung einiger Menschen auszumerzen, so dass diese nichts merkten, doch gleichzeitig sollten sie nach weiteren Menschen Ausschau halten, die resistent waren, im-

Copyright piepmatz Verlag

mun gegenüber den künstlich gestalteten Traumwelten. So wurde man zum glücklichen Auserwählten. Man konnte nicht richtig in das Lebenskonstrukt – also den Traum – eingefügt werden, somit wachte man auf. Man wachte auf, fand sich alleine wieder in einer Welt, die normalerweise menschliche Vorstellungen überschritt und die lehrte, was Wissen und Leben wirklich bedeuteten. Aus einem Traum wurde ein Albtraum, und sie hatte ihn gleich zwei Mal erlebt.

»Aber das ist deine eigene Schuld. Du bist eine Gefangene deiner selbst, weil du so gehandelt hast, wie du es tatest.«

Imago sackte in sich zusammen. Es stimmte. Sie gab sich geschlagen. Sie gab nach all den Jahren ihrer inneren Stimme nach, die sie so oft drangsaliert und beinahe um den Verstand gebracht hatte. Maurice hatte recht. Alleine schon seinen Namen seit Jahren zum ersten Mal wieder zu denken, schmerzte sie mehr, als sie es für möglich gehalten hätte.

»Bist du bereit, 212?«

Das war 446, der sie vorhin schon angesprochen hatte. Sie nickte, kam zu ihm herüber und setzte sich vor den vollautomatisierten Bildschirm. Sie hatte ein neues Konstrukt zu bauen, neue Leben zu entwerfen, zu inszenieren und dann in die Träume der Menschen einzuspeisen. Automatisch taten ihre Hände die Arbeit und drückten die richtigen Stellen und Vorrichtungen. Ihre Gedanken schweiften wieder ab und sie begann, erneut über Maurice nachzudenken, da sie schon einmal ihren Vorsatz gebrochen und seinen Namen ausgesprochen hatte.

Sie kannte ihn aus ihrem Leben oder viel mehr aus dem, was sie einmal dafür gehalten hatte. Sie waren schon lange ein Paar gewesen, hatten heiraten wollen, Kinder geplant, und darauf hingearbeitet, sich eine gemeinsame Zukunft aufzubauen.

Als sie dann erwachte, kam der große Schrecken. Alles war eine Lüge, alles vergeblich, sie war alleine. Es gab keine Liebe, kein schönes *Leben* zu zweit.

Anfangs hatte sie sich an die Hoffnung geklammert, ihn irgendwann in die triste und grausame Realität nachholen zu können. Als Imago erkannte, dass die Erschaffer sie niemals lassen würden, hatte sie darauf gewartet und gehofft, dass er sich von alleine regte, vielleicht sogar aufwachte, damit sie wenigstens dieses Leben miteinander verbringen konnten. Sie wartete und wartete. Sie versuchte die Anzeigen zu manipulieren und nachzuhelfen, ihn zu wecken. Doch es nutzte nichts. Er war zu normal, zu aufnahmebereit, zu willig das anzunehmen, was ihm eingegeben wurde.

Und während die Jahre vergingen, dachte sie an gemeinsame sonnenbeschienene Tage. An eine Welt, in der alles in Ordnung war, in der sie beide noch in die Schule gingen.

Sie dachte daran, wie sie sich nachts ihre geheimsten Wünsche und Sehnsüchte erzählten, weil ihnen die Dunkelheit half, ihre Geheimnisse preiszugeben. Sie erinnerte sich an ihre Tränen, wenn sie sich wegen irgendeiner Banalität gestritten hatten und an das Lachen, was darauf folgte. Sie dachte an die vielen Jahreszeiten, in denen sie miteinander Spaß gehabt hatten, und an die Gespräche über Inhalte, die sie ausschließlich mit ihm hatte führen können. Doch eines blieb ihr am deutlichsten in Erinnerung: Das Strahlen seiner Augen, wenn er sie ansah. Sie hatte das beobachtet. Seine grünen Augen begannen nur zu strahlen, wenn er sie betrachtete. Bei niemandem sonst klärte sich sein Blick so. Diesen Eindruck liebte sie und damals hatte sie geglaubt, dass das Liebe sei, dass Liebe ewig währte und nichts und niemand sie würde trennen können. Falsch gedacht!

Jahrelang hatte sie von ihren Erinnerungen gezehrt. Sie waren jung gewesen, sie beide. Studenten, die ein recht sorgloses Leben führten. Bereits verlobt, sorglos glücklich, nichts ahnend, dass eine ungreifbare Bedrohung über ihnen schwebte. Sie waren Studenten gewesen in der Erwartung, noch ein ganzes wunderbares, gemeinsames Leben vor sich zu haben, als sie aufwachte. Einfach so, von einem Tag zum anderen.

Automatisch tippte Imago weiter ihre Codes in den Bild-

Copyright piepmatz Verlag

schirm ein und kreierte somit einen weiteren Traum. Ein neues Lebenskonstrukt für einen weiteren Menschen.

Kurz erregte ein Geräusch ihre Aufmerksamkeit, doch es verstummte schnell, weshalb ihre Gedanken erneut abschweiften.

Während die Jahre voranschritten und Imago nicht alterte, weil die Erschaffer – ja, nun was? Weil sie allmächtig waren? Es war wohl einfacher, die wenigen Auserwählten nicht altern zu lassen, da sie für ihre Arbeit fit bleiben mussten. Jedenfalls all die Jahre des Wartens, des vergeblichen Wartens, wurde sie zunehmend verzweifelter. Sie wusste, dass ihr Leben länger dauern würde, als das derer in der Traumwelt, weil sie gebraucht wurde. Doch was nützte ihr dies, wenn sie alleine war?

Imago gab zu, dass das Nicht-Altern einige Vorteile hatte, aber genießen konnte sie es nicht.

Sie hatte immer geahnt, dass sie dieses Alleinsein eines Tages nicht mehr aushalten würde.

Also schmiedete sie Pläne: Sie wollte Maurice aufwecken. Sie wollte ihn vom System abkapseln und ihn aus seinem Lebenskonstrukt reißen.

Um dies durchzuführen, musste sie wieder einige Jahre aufwenden und darauf hinarbeiten. Das bedeutete noch mehr Zeit, in der sie litt. Als ob es heute besser wäre, dachte Imago verbittert, als ob ihre Pläne irgendetwas genutzt hätten.

Imago hatte sich blenden lassen. Sie hatte nicht an die Folgen gedacht, die ihren großen Tag bestimmen sollten. Der Tag, von dem sie geglaubt hatte, es würde der schönste ihres Lebens sein. Der Tag, auf den sie letztlich ihr ganzes Leben lang hingearbeitet hatte. Genau an diesem Tag lief alles schief. Zum einen hatte sie sich von ihrer Liebe leiten lassen. Zum anderen hatte sie die normalen Gegebenheiten des Lebenskonstrukts vergessen und nicht daran gedacht, was ihre damalige Familie und Maurice dachten, was mit ihr passiert sei. Die Erklärung war so grausam wie logisch. Alle hatten angenommen, sie sei bei einem tragischen Unfall gestorben. Warum auch nicht? So etwas

war die einfachste Erklärung.

Doch das größere Problem war der Traum, den Maurice ohne sie lebte. Er hatte Kinder. Sie sah durch den Bildschirm in die niedlichen und leuchtenden Gesichter der Kinder, wie sie ihren Vater umarmten und glücklich waren. Wenig später trat eine Frau an seine Seite. Eine Frau, die schöner war als sie, wenn sie ihr auch ähnlich sah. Eine Frau, bei deren Anblick dieser Glanz in seinen Blick trat, diese Zärtlichkeit, der früher nur ihr gegolten hatte. Er hatte sie ersetzt! Da war etwas in Imago zerbrochen. Sie wusste, dass das ihr Platz war, dass dies ihre Kinder sein sollten, dass es ihr Traum war. Sie hatte nie mehr haben wollen als Maurice, seine Liebe und als das Bild, was sich ihr dort in einträchtiger Idylle bot. Was hatte ihr das Schicksal stattdessen beschert? Einen Albtraum! Trauer hatte sich wie ein kalter Wintermantel um sie gelegt. Verbitterung bereitete sich in ihr aus, die stechenden Eissplittern glich; Eissplitter, die sich schmerzhaft in ihr Herz bohrten. Sie wollte weinen, doch es gelang ihr nicht. Seit Jahren hatte sie nicht mehr geweint, als ob sie es verlernt hätte.

Sie sah die Beiden erneut an. Wut begann in ihr aufzulodern. Das Eis zu schmelzen, sie brennen und verzehren zu lassen. Sengendes Feuer verschlang ihr Innerstes und ihre Gefühle. Sie ertrug ihr Glück nicht, neidete es den Beiden. Sie wollte Maurice zerschmettern, sie beide zerstören, dafür, dass er sie vergessen und so einfach ausgetauscht hatte. Auch dafür, dass diese Fremde ihren ureigenen Traum gestohlen hatte.

Imago begriff, dass nie Liebe zwischen ihnen gewesen war, wenn er sie so einfach aufgab. Doch inzwischen war ihr das gleichgültig. Das Feuer hatte alle Gefühle getilgt.

Sie hatte kein Interesse mehr daran, ihn aufzuwecken. Doch für einen Rückzug war es bereits zu spät. Sie hatte den schleichenden Prozess schon vor Jahren unmerklich in Bewegung gesetzt. Wenn sie zurück wollte, müsste sie die Zeit um Jahre zurückdrehen.

Copyright Piepmatz Verlag

So kam es also, dass er aufwachte und vor ihr stand, nicht wissend, was mit ihm geschah.

Imago sah auf das einstige Lebenskonstrukt herab. Sie konnte die Konturen seiner Gestalt neben seiner Frau gerade noch so erahnen, während sich ihr Gesicht zu verzerren begann. Scheinbar sah sie ihn gerade sterben, eine Schutzillusion, um das Lebensgebilde zu schützen. Rot und aufgeplustert war das Gesicht der Frau nun, durch die Imago einst ersetzt wurde.

Doch jetzt nicht mehr. Das war nun vorbei.

Imago wusste, dass sie Maurice noch immer liebte. Doch als er in Fleisch und Blut endlich vor ihr stand, war das etwas ganz anderes. Sie registrierte seine Falten, die ersten Runzeln. Sie erkannte, dass der Traum von einem Leben ihn gezeichnet hatte und es stand in seinem Gesicht geschrieben.

Er hatte sich verändert, sie sich nicht. Sie war noch die Alte, äußerlich zumindest. Deswegen erkannte Maurice sie sofort wieder.

Er war zunächst unfähig zu sprechen, bevor die ersten Fragen auf sie einprasselten. Wo sie seien, ob er träumte, was sie hier machte, warum sie so jung aussähe, und so weiter und sofort.

Dabei hatte sie nur eines im Sinn gehabt: Seine Augen! Diese Augen, die sie noch immer so anstrahlten wie all die Jahre zuvor in einem anderen Leben, aus dem es sie beide nun gerissen hatte.

Das war das einzige, was für sie zählte, dass er sie so anblickte, als sei keine Zeit vergangen. Mit all der Liebe und Wärme, die sie damals hatte erstrahlen lassen und ihr die ganze Zeit Kraft gespendet hatte. Doch sie war naiv gewesen, zu naiv. Natürlich bemerkten die Erschaffer sofort, dass jemand aufgewacht war. Ob dies nun künstlich oder von selbst geschehen war, konnten sie zunächst nicht ausmachen. Sie tauchten auf, störten die Wiedervereinigung und Imago hatte keine Zeit, ihm etwas zu erklären oder auch nur ein Wort an ihn zu richten.

Sie stellten Fragen. Was denn sonst? Imago wollte gerade den Versuch wagen, sie anzulügen, als ein Schrei ertönte. Er kam aus dem Bildschirm des noch immer zu beobachtenden

Lebenskonstrukts. Es war Maurices ehemalige Frau, die da schrie. In ihrem Traum war wohl gerade ihr Mann gestorben, der Mann, der nun vor ihr, vor Imago stand.

Auf einmal waren ihre Gefühle von davor wie weggeblasen, denn sie erinnerte sich an das Bild zuvor und an die Kinder. Auch daran, wie er diese angesehen hatte. Hass machte sich in Imago breit und die Glut, die unterschwellig gelodert hatte, begann erneut aufzuflammen. In diesem Moment war ihr alles egal. Sie empfand Genugtuung darüber, dass seine Frau litt. Die Frau, die ihr das Leben geklaut hatte, das eigentlich ihr gebührte. Imago wollte Rache. Rache üben an Maurice, der sie betrogen hatte, nachdem sie sich umsonst jahrelang nach ihm verzehrt und gesehnt hatte.

Also tat sie das erste, was ihr in den Sinn kam: Sie sagte die Wahrheit. Sie erzählte von ihrem Betrug, ließ die Erschaffer wissen, wer er war und was sie angerichtet hatte. Dabei kam auch Maurice die Erkenntnis. Er begriff nicht viel, doch noch genug um festzustellen, dass sie ihn gerade verriet.

Das musste für ihn ein Schock sein, denn als sie triumphierend noch einmal in seine Augen blickte, ein einziges Mal ihren Sieg über ihn und seinen Verrat auskosten wollte, war all der Glanz, der immer ihr gehört hatte, darin erloschen. Sie hatte ihn selbst erstickt.

Da erst wurde ihr klar, was sie getan hatte, was sie ihm und damit auch sich selbst angetan hatte.

'Halt!', wollte sie schreien, 'Stopp! Dreht die Zeit zurück, das war nicht so gemeint.'

Wenn sie ihn wirklich liebte, hätte sie ihm dieses neue Leben ohne sie an seiner Seite gegönnt. Sie hätte sich für ihn gewünscht, dass er glücklich sein konnte, auch wenn sie es nicht sein konnte.

Stattdessen war sie blind vor Hass und zerfressen von Wut und Neid gewesen. Sie hatte alles zerstört, wofür sie jemals gekämpft hatte: Seine Liebe.

Während sie ihn abführten, fragte er sie stumm mit seiner

Copyright Pieperratz Verlag

Mimik nach dem *Warum*. Er wollte eine Erklärung. Er wollte wissen, wieso sie ihn verraten hatte.

Sie konnte ihm keine liefern, sich nie entschuldigen, nie gut machen, was sie ihm damit angetan hatte.

Deswegen verfolgte seine Stimme Imago bis heute. Bei Tag wie bei Nacht. Wenn sie arbeitete, aß, schlief, ging, wachte. Deswegen fühlte sie sich so schuldig.

Manchmal, wenn niemand sie beachtete, schaute sie heimlich in das Lebenskonstrukt seiner Frau und sah sie mit den Kindern spielen, ihren Traum weiterführen. Sie erblickte den Schmerz in den Augen der anderen und wusste, dass sie einen Fehler begangen hatte. Sie begriff zunehmend, dass auch diese Frau Maurice geliebt hatte. Dann fühlte sie sich nur noch schlechter.

Dieses eine Bild wollte ihr nicht mehr aus dem Sinn. Es hatte sich beinahe in ihr Gehirn gebrannt: Der Anblick seiner Augen, wie all die Wärme darin für sie erlosch, war das Schlimmste, womit sie den Rest ihres Lebens zu leben hatte.

Wie viele Jahre waren seitdem vergangen? Sie wusste es nicht mehr, hatte irgendwann aufgehört, zu zählen.

Sie kehrte von ihrem Gedankenausflug zurück und landete in der Realität.

Imago blickte auf den Bildschirm und beendete das Traumleben eines ihr unbekannten Menschen. Sie hatte gerade seinen Lebensverlauf bestimmt und seinen Tod festgelegt.

Da keimte Unruhe um sie herum auf.

Die Auserwählten schlugen Alarm. Die Sensoren hatten jemanden erfasst, der im Begriff war, aufzuwachen. Jetzt blieb nur noch abzuwarten, ob diese Person sich durchsetzen würde oder nicht. Würde sie den Traum oder das Leben wählen? Imago wünschte ihr den Traum, das wünschte sie diesen Menschen immer, obwohl sie die einzige zu sein schien, die mit ihrem Schicksal haderte.

Allgemeine Begeisterung machte sich breit, als der Mensch erwachte und es geschafft hatte. Es war ein Mädchen. Sie wurde zu

ihnen gebracht, den Auserwählten, die sie unterweisen würden.

»Glückwunsch, 212!«, sagten die Anderen, »Sie ist deine Neue, du bist ihre nächste Ausbilderin.«

Da stand sie vor Imago und in dem Augenblick, in dem Imago sie erblickte, wusste sie auf einmal, warum sie hier war, warum sie überhaupt aufgewacht war und das wahre Leben entdeckte.

Das Mädchen hatte ein Funkeln in den Augen, was sie sofort wiedererkannte. Sie war wahrhaftig die Tochter ihres Vaters. Sie war aus Maurices Fleisch und Blut gemacht. Imago war hier, um der Tochter ihrer Liebe das Leben zu zeigen, ihr zu erklären, was sie waren und warum sie etwas taten. Imago bekam die einmalige Chance, einen Teil ihrer Fehler wieder gut zu machen.

Sie konnte diesem unschuldigen Mädchen zeigen, warum es sich lohnte, zu leben und wissend zu sein. Bald würden sich auch die Erschaffer einfinden, um die Neue in Augenschein zu nehmen.

Sprachlos blickte sich das Mädchen um, suchte nach einem vertrauten Erkennungspunkt, der ihr versichern würde, dass alles gut sei.

Imago machte auf sich aufmerksam. Sie wollte dieser Erkennungspunkt sein und dem Mädchen Halt geben. Also fragte sie: »Wie heißt du?«

»Lioba«, antwortete das Mädchen zaghaft, »Und wer bist du?«

Imago überlegte, was sie antworten sollte, versuchte abzuwägen, was das Richtige wäre. Die anderen Auserwählten sahen der Szenerie erwartungsvoll zu.

»Ich bin Imago und ich kannte deinen Vater.«

Lioba machte große Augen. Die Auserwählten sahen sie entrüstet an. Sie war eine Zahl, der Name kam ihnen unbekannt und unerhört vor, beinahe schon verboten.

»Dann habe ich von dir gehört, er erzählte manchmal von dir, wenn er traurig war. Ist er auch hier? Ist das ein Traum? Oder bin ich gestorben?«

»Nein«, erwiderte Imago, »Das ist kein Traum und du bist auch nicht tot.«

Copyright piepmatz Verlag

»Was ist es dann?«

»Es ist die Wahrheit«, meinte Imago schlicht. Sie faltete die Hände, ignorierte die Anderen. Nur Lioba und sie waren jetzt wichtig. Das Funkeln in ihren Augen, das Gesicht, das dem ihres Vaters so ähnlich war. Sie war ein schönes Mädchen, ungefähr so alt wie Imago, als sie damals erwachte. Blonde Locken hatte sie. Wenn Imago die Mutter wäre, wären sie bestimmt dunkler geworden, denn ihr eigenes Haar war schwarz. *Schwarz wie die Nacht*, hauchte es in ihr Ohr.

»Aber was ist mit meinem Vater? Ist er auch hier?«,fragte Lioba. Hoffend blickten ihre die Augen Imagos an.

Imago streckte ihre Hand aus.

»Wer weiß?«, antwortete sie rätselhaft, denn sie wusste es nicht.

Sie betete selbst, dass die Erschaffer ihn entweder schnell oder gar nicht getötet hatten und sie sich eines Tages eventuell wieder sehen würden.

Lioba ergriff ihre Hand und Imago wandte sich an sie.

»Komm, ich zeige dir alles. Ich zeige dir das Reich unserer Möglichkeiten und unsere Aufgaben.«

Da hörte Imago die Stimme erneut in ihrem Kopf, die sie immer verflucht hatte und die sie jahrelang verfolgte.

»Pass gut auf sie auf, Imago. Bitte tu das für sie, was ich nie für sie tun konnte. Hilf ihr, glücklich zu sein, dann bin ich es auch!«

Da wusste Imago, dass alles gut werden würde, dass sie endlich beginnen konnte, zu leben und diesen scheinbaren Albtraum als das ansehen durfte, was er ursprünglich war: Eine neue Chance, eine Alternative, die vielen Menschen nicht zur Verfügung gestellt wurde.

Doch wer garantiert uns nun am Ende, in welcher Welt wir leben? In einem Traum, in einem Leben? Oder ist es das Gefühl eines Traumes oder die Illusion eines Lebens? Was ist was?

Sagt ihr es mir? Sagst du es mir?!

Copyright Neopratz Ver